Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 31

Artikel: Tonelis Mutter
Autor: Schwendener-Egli, Martha
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645421

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tonelis Mutter

Martha Schwendener-Egli

Tonelis Mutter hatte jung geheiratet. Ein Kind nach dem andern kam, aber für alle war auf dem kleinen Berggütlein ein Löffel und zu Essen da. Die Eltern waren beide schaffig und der Boden, der ihnen gehörte, war nicht schlecht. Es wuchsen Kartoffeln und Gerste und am Rain reifte gar der Mais. An den sonnigen Halden konnten sie das Vieh stets zwei Wochen früher weiden als unten im Tal.

Vier Kinder sprangen und purzelten schon um das braune Holzhäuschen, als den Vater das Unglück traf, dass er beim Wildheuen ausrutschte und über die Fluh hinausstürzte. Der Toneli aber kam erst fünf Monate nach dem Unglück zur Welt. Mag es nun sein, dass der Schreck, den Tonelis Mutter bei der Hiobsbotschaft durchfuhr, auch das Kind unter ihrem Herzen traf — der Toneli wurde nicht ein so fröhliches Bergkind wie die ältern vier. Schon als er noch in der Wiege lag, wie manche schlaflose Nacht hatte da die Mutter wegen ihm? Er lernte spät das Stehen, das Gehen. Auch mit dem Reden ging es lang. Er war nicht schwachsinnig, aber etwas war bei ihm nicht in Ordnung. Er hatte oft so «Stören», besonders wenn das Wetter änderte oder der Mond wechselte. Finster, wirr blickten dann seine Augen und seine geballten Hände hatten das unheimliche Verlangen, auf alles loszuschlagen, was um ihn war.

Seine Geschwister fürchteten sich vor ihm und auch die andern Kinder, ja die grossen Leute flohen ihn. Niemanden mochte er leiden — als seine Mutter. Und der Toneli war ihr Lieblingskind — trotz seinem wüsten Wesen oder gerade darum. Wie oft legte sich die kühle, linde Mutterhand auf den armen Kopf des Knaben, wenn er seine «Stör» hatte? Er hatte ja nicht weh, aber die Mutter versuchte es doch mit Umschlägen, rieb ihm den Kopf mit Tinkturen ein, machte dieses, probierte etwas anderes. Aber nichts half. Sie ging mit dem Toneli zu den Aerzten. Diese zuckten die Achseln. «Nichts zu machen», sagten sie. «Die Nerven — das Gehirn.»

Wie älter der Toneli wurde, um so schlimmer wurde es mit ihm. Er warf den Kindern Steine nach. Er packte kleine Mädchen bei den Zöpfen, riss daran bis sie Zetermordio schrien und bis die Mutter hinzueilte und den Toneli heimholte. Nun legte sich die Behörde ins Mittel. «Der Toneli muss versorgt werden», verlangte sie. Wie ein Schwert ging das durch der Mutter Herz. «Nein, nein — tut mir das nicht an! Meinen Toneli — ich will besser auf ihn aufpassen — ihn hüten — wenn nötig, ihn einschliessen.» Aber die Bergbäuerin hatte sonst alle Hände voll Arbeit, und wie sie auch aufpasste — obwohl sie ihn schweren Herzens einschloss, wenn er seine «Stören» hatte — der Toneli wusste doch immer wieder, sich wegzuschleichen — auszubrechen. Er belästigte immer wieder Leute. Neue Klagen liefen ein, und da befahl die Behörde die Unterbringung in eine Anstalt für Geisteskranke.

Die Mutter weinte nicht, als der Wagen kam und ihren Toneli holte. Sie schrie auch nicht nach ihrem Kind, als sie mit ihm wegfuhren. Nie kam eine Klage über ihre Lippen. Sie nahm sich von nun an mehr der andern Kinder an. Sie lehrte sie schaffen, zeigte den Mädchen, wie man den Brotteig knetet. Sie mussten ihr beim Kochen helfen, beim Kleidernähen, beim Flicken. Ueber die Schweine gab sie ihnen Bescheid; wieviel Eier man den Glucken unterlegt. Im Garten hielt sie ihnen Arbeit zu. Den Aeltesten schickte sie auf die Alp, damit er das Hirten lernte, das Melken, das Buttern und Käsen. Die Kinder mussten die Aecker bestellen, die Kartoffeln, den Mais in den Boden tun, die Gerste säen. Im Wald gab sie ihre Ratschläge. Und sie hiess sie zur Kirche gehen, den Sitten treu zu bleiben, mässig und genügsam, nicht hoffärtig zu sein. Dann schaute sie sich nach passenden Tochtermannen und nach einer Sohnsfrau um. Ja, es schien, als möge sie nicht warten, bis ihre Kinder verheiratet seien.

Ein paar Jahre ging das so. Vom Toneli sprach die Mutter nie. Aber so oft sie konnte, besuchte sie ihn. Doch kurz war ihre Antwort auf die neugierigen Fragen der Nachbarn und die Kinder wagten kaum zu fragen, wie es dem Toneli gehe — sie fühlten, dass es im Herzen ihrer Mutter eine wunde Stelle gab.

Als ihre Töchter brave Männer gefunden hatten und auch der Aelteste eine Frau ins Haus genommen, da ging die Mutter wieder mal zum Toneli. Als sie zurückkam, erklärte sie, dass sie nun ihren Plan verwirklichen wolle. Sie gehe als Pflegerin in die Anstalt für Geisteskranke. Ihre Kinder entsetzten sich, rieten ab, baten, sie solle doch daheim bleiben, es nun schön haben in den alten Tagen.

Aber da kamen sie bei der Mutter nicht gut an. Erstens sei sie noch nicht alt und noch kräftig, sonst hätte sie der Direktor der Anstalt auch gar nicht angestellt, und zweitens gehöre sie nun zum Toneli. «Die andern Kinder kommen nun ohne mich aus. Der Toneli aber hat mich nötig», sagte sie auch zu den Nachbarn und ihr Entschluss war gefasst — schon lange gefasst — wohl schon in dem Moment, als man ihren Toneli von zu Hause wegholte.

Und als sie durch das Tor schritt, dahinter das hohe Gebäude mit den vergitterten Fenstern lag, da sah man ihrem Gesicht an, dass sie sich ihrer Aufgabe bewusst war. Sie hatte ja genug von all dem Leid gesehen bei ihren Besuchen in der Anstalt. Als sie in die weisse Schürze schlüpfte, da begann ihr neues Leben, Dienst an Kranken, Unheilbaren.

Erst nachdem der Toneli in ihren Armen von seinem Leiden erlöst wurde, entsann sie sich wieder mehr ihrer andern Kinder, und auf dem sonnigen Berggütlein haben sich dann noch viele Enkel und Urenkel um sie geschart, bis der Tod sie wieder mit ihrem Toneli vereinte. Als schlichte, einfache Frau ist sie gestorben. In keiner Zeitung kam ihr Bild — ein Nachruf. Aber wenn die Leute aus dem Dorf von ihr erzählen, dann reden sie von «Tonelis Mutter» und jeder weiss, dass sie eine grosse Frau war. Gross in ihrer Mutterliebe.

Bärenspiegel

Kaufen Sie die originelle

FHD-Augustnummer